

Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev. Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Verantwortliche Redakteure:
Pastor A. Goencke und J. Bading.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone
nehme. (Offenb. 3. 11.)

Expedition:
Buchhandlung v. G. Brumber, 306 Westw. Str.

6. Jahrg. No. 20.

Milwaukee, Wis., den 15. Juni 1871.

Lauf. No. 128.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von 60 Cents das Jahr. Briefe, die Mittheilungen für das Blatt enthalten, sind an die Redaction; alle aber, die Geschäftliches, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. enthalten, an die Expedition: Buchhandlung von G. Brumber, 306 Westwasser-Strasse, zu senden.

Die Hoheit der Liebe.

(1 Joh. 4, 16. 17.)

In der Hoheit der Liebe ist das ein Großes, davon Johannes sagt: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.

Er redet von solchen Leuten, die nicht allein in der Liebe sind, sondern auch in der Liebe bleiben. In der Liebe bleiben, ist, wenn eine Seele erkennt die Liebe Gottes, die offenbart ist dadurch, daß Er Seinen Sohn der Welt zu einem Erlöser geschenkt hat, und mit seinem Herzen daran hängt und durch solche Liebe angezündet wird, Gott herzlich wieder zu lieben. In der Liebe bleiben ist noch mehr: wenn die Liebe nicht wieder erkaltet, sondern beständig bleibt und die Flamme zunimmt.

Solchen liebhabenden Herzen gehört diese Hoheit, daß sie in Gott sind und bleiben, und haben auch und behalten Gott in sich. Hätte die Schrift gesagt: sie sollen in einem königlichen Palast wohnen, daß es ihnen an Ehre und Ergötlichkeit nicht mangeln werde, so hätte sie was verheißen, das weltliche Herzen groß achten. Aber ein noch viel Größeres ist, das den liebevollen Herzen zugesagt ist: sie bleiben in Gott und Gott in ihnen. Was ist Gott? Wie kann ich höher geehrt werden, denn in Gott? Ist Gott mein Schatz, meine Ehre, mein Reichthum, meine Ergötlichkeit, was will ich Höheres wünschen? Bin ich in Gott und Gott in mir, so bin ich im Himmel und habe den Himmel in mir.

Der Grund dieser Hoheit ist, daß Gott ist die Liebe. Gott brennt ganz von Begierde Gutes zu thun Seinem Geschöpfe, und reicht uns da zwei Spiegel Seiner Liebe: fürs Erste das Wort, das von Gottes Liebe zeugt. Insonderheit im 2. Buch Mose Cap. 14, V. 6. 7. hat Er sich offenbart als ein barmherziger und geduldiger Gott, von großer Gnade und Treue, der Gnade beweiset in tausend Gliedern und verzieht Missethat, Uebertretung und Sünde. Hernach beweiset Er auch Seine Liebe im Werke und in der That, allermest darin, daß Er Seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir verdammte Sünder durch Ihn leben sollen.

Es heißt unser Gott nicht allein ein liebevoller Gott, sondern die Liebe selbst. Er ist wesentlich die Liebe, und könnte Gott nicht Gott sein, wenn Er nicht die Liebe wäre. Daher ist Er auch der

Ursprung aller Liebe, die man findet in den Creaturen. Das zeigt Christus an Matth. 19, 17. Da ein Jüngling zu Ihm kommt und nennt Ihn einen guten Meister, antwortet Er: Wie heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einzige Gott. Wie Gott wesentlich gut ist, also ist alles Gut von Ihm; ebenso, weil Gott die Liebe ist wesentlich, so ist auch alle Liebe von Ihm.

Daher ist offenbar, wie es wahr sei, daß die liebhabende Seele in Gott sei und Gott in sich habe: Denn Gott ist die Liebe und alle Liebe in den Creaturen ist ein Flämmlein, angezündet von dem unendlichen Feuer der Liebe Gottes.

Hier könnte man aber gedenken: Man findet die Liebe nicht allein bei den Gläubigen, sondern auch bei den Ungläubigen, ja auch bei den unvernünftigen Thieren. Sind denn auch die Ungläubigen in Gott, und haben Gott in sich, was ist denn für eine sonderbare Vortrefflichkeit, in Gott sein? So wisse ein Christ, daß die Liebe nicht einerlei, sondern vornämlich zweierlei sei. Erstlich eine natürliche, die Gott in der Natur gepflanzt hat, das Eltern ihre Kinder lieben; zum Andern eine christliche Liebe, wenn ein Mensch die Liebe Gottes in Christo Jesu erkannt und dadurch angezündet wird, Gott wieder zu lieben und um Gottes willen alle Menschen. Solche Liebe wird uns nicht durchs Fleisch angeboren, sondern kommt aus der neuen Geburt. So bleibt nun wohl wahr, wo Liebe ist, da findet sich Gott, doch mit Unterschied. Wo natürliche Liebe ist, da läßt sich Gott merken als ein Schöpfer und Erhalter der Natur. Wo christliche Liebe ist, da läßt sich Gott merken in Seiner Gnadengegenwart und wissen, daß wir in Gott, als in unserm Himmel sind, und haben Gott in uns als unser ewiges Leben und Seligkeit.

Dies ist der liebhabenden Seele erste Hoheit, aus derselben fließt die andere, nämlich Freudigkeit am Tage des Gerichts. Davon sagt Johannes: Davan ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, denn gleichwie Er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe.

Johannes redet hier von einer völligen Liebe. Es ist die Liebe oft schwach in uns, wenn die Liebe nicht wirkt, was sie wirken soll. Doch wird die

Liebe völlig bei uns, so oft wir durch die Erkenntniß der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu unserm Herrn, angezündet werden zur rechtschaffensten ungefärbten Gegenliebe. Denn was uns hier mangelt, das wird alles erstattet durch die überflüssige Liebe Jesu Christi, der uns von Gott gemacht ist zur Gerechtigkeit.

Bei welchem nun die Liebe völlig geworden ist, der hat diese Hoheit: Er fürchtet sich nicht, sondern hat Freudigkeit am Tage des Gerichts. Die völlige Liebe leidet keine Furcht, sondern treibt sie aus. Wenn Gott mit Seinem Gerichte aufwacht, die gottlose Welt zu strafen, so fürchtet sich die Gott liebende Seele nicht, als würde ihr etwas Böses von Gott widerfahren, sondern sie hat Freudigkeit, daß die Gott liebende Seele nichts Böses fürchtet, sondern alles Gutes und Liebes von Gott erwartet, auch wenn Gott sich stellt, als zürne Er.

Die Ursache dieser Hoheit ist, daß, gleichwie Gott ist, so sind auch wir in dieser Welt. Wie ist Gott in der Welt? Aus lauter Liebe, der Alles in Seiner Liebe eingeschlossen hat, alles in der Liebe trägt. Also auch unser lieber Heiland Jesus Christus in den Tagen Seiner Erniedrigung, wie handelte Er in der Welt? Aus lauter Liebe. Er war wohl in der Welt, aber Er war nicht von der Welt, sondern aus Liebe suchte Er selig zu machen, was verloren war. Eben also sind auch wir in der Welt, die wir den Geist Christi empfangen haben. Wir hatten es nicht mit der Welt Bosheit und Feindseligkeit, sondern wir wandeln nach dem Geist Christi. So wird nun hier eben so viel gesagt, als sagte ich: Wir sind eines Geistes in Gott. So ist schon vorhin gesagt: Davan erkennen wir, daß wir in Gott bleiben und Er in uns, daß Er uns von Seinem Geist gegeben hat.

Da ist nun offenbar, wie wahr es sei, daß die liebhabende Seele Freudigkeit hat an Tage des Gerichts; denn sie hat einen Geist und Sinn mit Gott. Die aber eines Geistes mit Gott sind, haben Gott in sich und sind in Gott; die aber Gott in sich haben und in Gott sind, dürfen sich nicht fürchten, sondern haben große Freudigkeit. Denn ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Röm. 8, 31.

Unter dem Schatten des Allmächtigen.

(Fortsetzung.)

Als es Tag ward, ging ich zu einer Nachbarin; ich mußte mein Herz ausschütten. Sie sagte: Es ist der Alp gewesen! — Wie aber, wenn der Franz wirklich um die Zeit gestorben ist? fragte ich dagegen: wir werden's ja bald erfahren. Es dauerte auch nicht lange, so kam die Botschaft: er war zu Anfang der Nacht gestorben, nach schwerem, laugem Kampf, habe viel nach mir gefragt, es sei gewesen, als hätte er mir noch was zu sagen gehabt; zuletzt habe er nicht mehr sprechen können, sei mit weit offenen Augen gelegen, als starre er in weite Ferne, und auf einmal sei's vorbei gewesen. — Ich konnte darüber nicht zur Ruh' kommen, mein Herz klagte mich an, ich mußte mir Rath und Trost holen, — bei wem aber anders, als bei meinem treuen Pfarrer, der sich meiner ja so herzlich angenommen in der größten Noth meines Lebens. Alles, Alles beichtete ich ihm, meine Bitterkeit, meine grausame Härte gegen den Sterbenden, das wunderbare Erlebnis. Er ließ mich ruhig ansprechen, wie das so seine Art war, und gab kein Zeichen der Bewunderung oder Mißbilligung zu erkennen. Als ich fertig war, nahm er meine Hand, sah mir in die Augen und sagte: Dorthe, Dorthe, die inwendige Uuruhe um den sterbenden Bruder hat Dir das Licht vor die Augen gemalt, — doch will ich Dich nur an das Eine erinnern: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre, um Deiner Wahrheit und Gnade willen!“ — Dann schwieg er wieder eine Weile, ich verstand ihn gleich, das Wort traf mich wie ein zweischneidig Schwert, drang mir durch Mark und Bein und ward ein Richter der Gedanken und Sinne meines Herzens. Darnach redete er dann zu mir ein heilsames Wort und zeigte es mir, wie ich meine eigene Ehre gesucht und nur an mich gedacht habe, da ich dem Sterbenden kein gutes Wort gegönnt; hätte ich den Namen meines Gottes und Heilandes ehren und heiligen wollen, da hätte ich's ganz anders machen müssen, denn Er heiße „Jesus“, und was der Name Alles in sich schließt an Barmherzigkeit, Sanfmuth, Demuth und Geduld, das werde ich wohl noch wissen. Ach ja, ich wußte es wohl, aber ich war nicht als ein Kind Gottes darnach gewandelt. Endlich sagte er: Es scheint, Dorthe, als solle die erste Bitte des heiligen Vater Unser's eine ganz besondere Bedeutung haben in Deinem Leben; laß das Deine Buße sein: so oft Du sie betest, denke dran, wie schwach und leicht betrogen das Menschenherz ist, daß es über dem Eiguen des Herrn Namen und Ehre vergift. —

Wieder schwieg die Alte; ihr weißes Haupt war auf die Brust gesunken, die Hände ruhten gefaltet im Schooße, die beiden Mädchen waren blaß geworden, — auf den Dreien lagen gebreitet die Schatten der Vergangenheit. — Das Uebrige ist leicht erzählt, hob die Alte wieder an: Nach des Bruders Tode konnte ich nicht länger droben im Haiddorf bleiben, die Hütte hier in der Kirchhofsecke war gerade leer, mein Wenig's reichte eben hin, sie zu kaufen. Da kam das Sterben unter meine Kinder, sie hatten wohl vom Vater die franke Natur geerbt; nur Euer Vater, den ich Ludwig genannt, blieb mir, der nun ja auch schon heimgegangen, — und so bin ich denn alt und grau geworden. Warum ich aber

an jedem Weihnachtsabend die erste Bitte hören muß, das werdet Ihr mich nun wohl nicht mehr fragen, und was mir dabei für Gedanken durchs Herz gehen, könnt Ihr Euch nun auch denken. Seht, Kinder, all die traurigen Erlebnisse stehen hinter mir, sie werfen ihren dunklen Schatten über meine Seele, Ihr habt nun mitgestanden in diesem Schatten der Vergangenheit, und dennoch möchte ich's gar nicht, daß es anders gewesen wäre, denn trotzdem habe ich doch gewohnt unter dem Schatten des Allmächtigen; ob ich's auch schwer habe lernen müssen, gelernt hab' ich's doch durch Seine Gnade und Wahrheit: Seinen Namen heiligen, — und wo das geschieht, da wohnt man sicher und wohlgeborgen unter dem Schatten des Allmächtigen. — Damit Euch aber nach all den Geschichten nicht graulich wird auf dem Heimwege, so will ich Euch noch das Lied vorlesen, das meine Seele oft gestillet. Sie nahm das Gesangbuch und las: „Ein Nam' ist mir ins Herz geschrieben, den keine Zunge würdig spricht. Auch wenn mich Alles will betrüben, ist Er mir Salbe, Trost und Licht. So oft ich Jesum höre nennen, will mir das Herz im Leibe brennen! — Und nun Amen! und gute Nacht! Der Alten Gesicht war wieder ganz hell dabei geworden, der Sturm hatte sich gelegt, als die beiden Mädchen heimgingen, da wußten sie nicht, ob die Sternlein in der Höh' oder die Aenglein der Großmutter heller geschienen.

3.

Im Todesschatten.

Am andern Morgen kam eine Botschaft aus dem Pfarrhause: der Pastor sei krank geworden und Dorthe möge kommen zur Pflege, auch sich gleich so einrichten, daß sie Nachts bei dem Kranken wachen könne. Es war ein stilles, einsames Leben in diesem Pfarrhause. Die gütige, allzeit zum Helfen bereite Pastorin war schon seit Jahren begraben, der Pastor hatte ein einsames Alter, der einzige Sohn war weit entfernt weltlicher Beamter, auch sehr gebunden in seiner Stellung, kam daher höchstens alle Jahr einmal zum Besuch beim Vater. Eine Wirthschafterin stand dem Hauswesen vor, die allerdings in Küche und Keller rechtshaffen Alles in Ordnung, die Mägde unter strenger Aufsicht, auch den zeitlichen Vortheil ihres Herrn treu im Auge hielt, im Uebrigen aber wenig Erquickliches und Erfreuliches an sich hatte. Das große, geräumige Haus mit all den leeren Zimmern machte einen eigenthümlichen Eindruck: der mit Sand bestreute Flur mit den großen, geschnitzten Schränken aus Eichenholz, das vom Alter theilweise schwarz war, die Messingschilde und Thürgriffe blank polirt, Alles in den Zimmern in einer so pünktlichen, peinlichen Ordnung, alle Möbeln so altfränkisch, wie man sie vor 50 Jahren hatte, die Ueberzüge so verblühten, die alten Bilder an den Wänden, — man konnte glauben, daß vor langer Zeit Leute hier gewohnt hatten, denn es war eine lautlose Stille im Hause, kein Hund bellte und keine Kage miaute, die Thüren öffneten sich geräuschlos und man konnte Alles ruhig in Augenschein nehmen, ehe die Wirthschafterin oder die Magd etwas hörte und aus einem Hinterstübchen kam, um nach dem Begehr zu fragen. Ging man aber die Treppe mit dem eichenen Geländer hinan, deren Stufen vor Alter knarrten, dann kam man oben in des Pastors Studirstube, die nach dem Garten hinauslag und das Stillste war im ganzen stillen

Hause. Bis zur halben Höhe waren die Wände mit Büchern bedeckt, und oben herum hingen in dicht geschlossener Reihe die Bilder von Männern, welche sich im Reiche Gottes einen Namen gemacht. Auch hier trug Alles den Stempel des Alten, Verbrauchten und Verblühten, aber es wehte doch eine wohlthätige Luft in dem stillen Stübchen und ein Hauch von Gemüthlichkeit lag über Allem gebreitet. Hier trat Dorthe ein, mit leiser Hand öffnend und mit leisem Fuß auf-tretend. Diese Umgebung weckte in ihrer Seele so viele Erinnerungen vergangener Tage; hier hatte sie gestanden mit Angst und Sorge im Herzen, und hier war ihrer Seele so viel Gutes widerfahren; diese Bilder waren ihr so wohlbekannt, sie kamen ihr vor als Mitwitzer ihrer Geheimnisse. An die Studirstube schloß sich, durch eine Thür verbunden, des Pastors Schlafstube. Dorthe trat an das Bett; der Kranke hatte geschlummert, er fühlte sich sehr matt, streckte ihr aber die abgemagerte, bleiche Hand entgegen und hieß sie herzlich willkommen. Das ist schön, sagte er, daß Du kommst, Dorthe, — ich glaube, unser Herrgott will Feierabend machen. Sein Wille geschehe! Du kennst das ja und weißt, wie man mit armen Menschenkindern umgehen muß, wenn ihr Stündlein vorhanden ist. Ich hab's mir schon lange gedacht, wenn's einmal so weit käme, dann möchte ich am liebsten, daß Du bei mir wärest; wirsi und ja auch so alte Bekannte! — und dabei fiel ein heller Blick aus den alten, guten Augen auf sie. Es war ihr bei diesen Worten recht bewegt zu Muth, aber sie drängte das Weinen zurück, denn Alles müsse sein stille abgehen bei Kranken, pflegte sie zu sagen. Sie war eben nicht wie manche alte Frauen, die einen vollgefogenen Schwamme gleichen, tickt man nur eben dran, flugs giebt's Wasser, — sie glättete nur mit leichter Hand das Bettuch, küpfte die Kissen ein wenig, stellte sich unhörbar einen Stuhl zurecht und sagte hin- und hergehend: Wir werden's schon miteinander guthaben, lieber Herr Pfarrer, „wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen;“ wir sind nun freilich unser nur Zwei, es ist aber gerade genug. Darnach fragte sie, wie's denn eigentlich wäre mit der Krankheit, und als der Kranke seine Leiden geklagt, da meinte sie, es werde wohl nichts Anderes sein, als die Krankheit, die sich mit 70 Jahren und nach einem Leben voll Mühe und Arbeit selbst einstelle. Dabei wusch sie ihm die Stirn mit einem stärkenden Wasser und als sie sich endlich hinsetzte und ihren Strickstrumpf hervorholte, da meinte der Kranke, er fühle sich schon ein wenig besser. — So vergingen einige Tage und Nächte. Die beiden Alten in der stillen Krankenstube hatten's wirklich gut miteinander, sie führten manch gottselig Gespräch unter sich, und die Dorthe konnte in Allem Bescheid geben. Was in 50 Jahren die Gemeinde erlebt hatte, das hatten ja diese Bilder miterlebt: der im Bette jetzt lag, auf der Kanzel, und die daneben saß, unter der Kanzel.

Der Sterbende blickte in die Vergangenheit zurück, auf sein langjähriges Wirken, und faltete seine Hände drüber mit dem Seufzer: Was ich gelebet hab', das decke zu! Er ward so klein und niedrig in sich selbst in der Todesnähe und sagte oft: Dorthe, mein eigen Licht geht aus im Schatten des Todes, ich bin nichts, als ein glimmender Docht! — worauf sie denn meinte, ohne

von ihrem Strickstrumpf aufzusehen, das habe ja auch weiter gar nichts zu bedeuten, denn eben dann komme das Wort des Propheten Jesaias zur vollen Geltung und Kraft: „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des württembergischen Pastor Hosh.

Wilhelm Ludwig Hosh in Adlingen in Württemberg mußte einst die Pflicht ernster Ermahnung und Warnung an einem pflichtvergessenen, leichtsinnigen Hilfslehrer, der mit den angesehensten Bauernfamilien verwandt war, erfüllen; dieser beredete nun die Leute, daß ihn der Pfarrer um das Brod bringen wolle. Darüber entstand ein allgemeines Geschrei wider ihn im Orte, so daß ihm ein Bürger vor versammeltem Magistrat, ohne daß sich von diesem auch nur eine Stimme wider den Lasterer erhoben hätte, ins Gesicht sagte, Jedermann würde ihn gern über seine besten Samensfelder wegfahren sehen. Am folgenden Sonntag erzählte der schwer darniedergebrückte, redliche Pfarrer nach geendigter Predigt diese Aeußerung und den ganzen Hergang der versammelten Gemeinde und setzte hinzu: „Ihr wisset, daß ich nichts anderes will, als daß Ihr nach dem Evangelium Jesu Christi leben möchtet. Wollet ihr mich denn nicht mehr länger auf diese Weise unter Euch haben, wohlan, so ist mein Auftrag an Euch zu Ende und ich schüttele den Staub von meinen Füßen wider Euch. In dessen kann ich es kaum glauben, daß Alle diese Gefinnung haben. Ich will daher noch eine Probe anstellen. Kommt Niemand von Euch in mein Haus und sagt, daß ich bleiben soll, dann werde ich gehen; außerdem aber will ich bleiben und mein Amt unter Euch fortsetzen.“ Nun eilten nach der Kirche ganze Schaaren seiner Gemeindeglieder in sein Haus und baten ihn zum Bleiben. So ward er gerechtfertigt. Drei Jahre später nun brach eine Untersuchung über den ganzen Magistrat aus wegen vieler Unterschleife, die sie getrieben, und sonstiger Betrügereien. Hosh aber sammelte feurige Kohlen auf ihren Häuptern; statt es ihnen zu gönnen, legte er bei den Oberbeamten Fürbitte ein für Schonung und mildere Behandlung wenigstens der Beruführten unter ihnen. Seine Fürbitte hatte, ohne daß übrigens irgend Jemand im Orte davon etwas erfuhr, den gewünschten Erfolg, so daß statt harter Zuchthausstrafen bloß ein Theil des Magistrats abgesetzt, der andere Theil belassen wurde. Da kam nun das Weib eines der abgesetzten Rathsherrn zu ihm, verlästerte und verfluchte ihn auf das Entsetzlichste, daß er solche Männer um Brod und Ehre gebracht. Viele im Orte dachten nämlich, daß der Pfarrer die Gemeinderäthe um das Amt gebracht habe. Hosh aber hörte das Weib mit unbeschreiblicher Geduld an und sagte endlich: „Nun, Frau, will ich Ihr auch etwas sagen. Ich bin es, der für Eure Männer Fürbitte eingelegt hat sonst wäre es ihnen noch schlimmer ergangen; wenn es Ihr aber (nach Ihrem ungestümen Herzen um ein Käpplein voll Blut. (damit nahm er seine schwarze Magisterkappe ab) zu thun ist, so will ich auch dieses für Euch gern hergeben.“ Hiermit war das Weib entwaffnet und ging still heim.

Warum Markgraf Georg von Brandenburg sich
lutherisch nannte.

Als die Rede unter Vielen, auch sonderlich unter vornehmen Personen gemein wurde, sie wären weder lutherisch noch calvinisch, sondern Christen, sprach der löbliche Fürst Markgraf Georg zu Brandenburg: Ich bin auch nicht auf Lutherum getauft, er ist nicht mein Gott und Heiland, ich glaube nicht an ihn und werde durch ihn nicht selig, und in solchem Verstande bin ich nicht lutherisch. Wenn ich aber gefragt werde, ob ich mich zu dieser Lehre, die uns Gott durch sein heilsames Werkzeug Lutherum wiederum an's Licht gegeben und offenbaret hat, mit Herz und Mund bekenne? Da habe ich kein Bedenken noch Scheu, mich lutherisch zu nennen, und in diesem Verstande bin und bleibe ich mein Leben lang ein Lutheraner und sondere mich hierin ab von allen Secten, Papisten (Katholiken), Sacramentirern (Reformirte), Wiedertäufern [Mennoniten] und dergleichen, wie sie Namen haben mögen.

Zwei verschiedene Testamente.

Churfürst Friedrich der Weise hatte am 4. October 1517. ein Testament aufgesetzt, darin befohl er seine Seele nicht nur dem dreieinigen Gott, sondern auch der Fürbitte der Mutter Gottes, St. Bartholomäi, seines Patrons, seines Schutzengels und aller Heiligen, und verordnete, daß man einen ganzen Monat täglich 50 Seelenmessen für ihn solle halten u. s. w.

In seinem letzten Testament aber, welches er 1525 auf seinem Todbette diktierte, wurde von diesem allen nichts gedacht, sondern er fing daselbe sehr beweglich also an: „Erstlich bitte ich den allmächtigen Gott durch das heilige und einzige Verdienst seines lieben Sohnes, daß er mir alle meine Sünden und Gebrechen vergeben wolle, denn ich nicht zweifle, daß ich durch das theure Blut meines allerliebsten Herrn und Heilandes Jesu Christi erlöset sei. Demnach befehle ich meine Seele, sie selig zu behalten, seiner unerforschlichen, ewigen und unendlichen Gnade und Barmherzigkeit, und in seine allmächtigen Hände. Ich vergebe auch allen, die mir was zu Leide gethan, bitte dagegen alle um Gotteswillen, daß sie mir um Gotteswillen und aus christlicher Liebe von Herzen alles was ich ihnen zu Leid gethan, verzeihen wollen.“ Diese Veränderung war die Folge der Arbeit Dr. Luthers.

Eine Geschichte zu Pfingsten.

„Ihr widerstretet allezeit dem
heiligen Geist. (Ap. Gesch. 7, 51.)

Ein Sohn, der dem Trunk, dem Spiel und schlechter Gesellschaft ergeben war, ward von seinem frommen Vater ernstlich und beweglich darüber zur Rede gesetzt, der ihm vorhielt, wie gefährlich es sei, auf Gottes Barmherzigkeit hin zuzuschließen, und die Buße von Tag zu Tag hinauszuschieben, aber er nahm sich vor, alsbald in die nächste Schenke zu gehen und die traurigen Gedanken zu ersäufen. Als er dahin kommt, trifft er daselbst zwar seine Gesellen alle beisammen, aber die erwartete Fröhlichkeit will sich diesmal nicht einstellen: er kann des Stachels nicht ledig werden, der vom Gespräch mit seinem Vater ihm in seinem Gewissen geblieben. Während er trinken will, stört ihn die Uhr, die geht so laut hin

und wieder, und während er darauf hören muß, klings' ihm wider Willen immer in den Ohren: „Hin geht die Zeit, her kommt der Tod, O Mensch bekehre dich zu Gott!“

Er sieht sein volles Glas an, da schallten ihm die Worte der Offenbarung in's Ohr: „Wie viel die Welt ihren Muthwillen gehabt hat, so viel schenkt ihr Qual und Leiden!“ Er schaut seine Gesellen an, deren Gesichter er kaum in dem starken Tabakdampf erkennt, da kommen ihm die Verdammten in den Sinn und ihr Loos: „Der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ In dieser Stimmung wird ihm das Haus zu eng, und alle Lust verdrießlich, und er will hinaus in's Freie, damit es in der frischen Luft ihm besser würde. Da sah er einen Fischer mit der Angel am Wasser sitzen, und alsbald kommt ihm der Spruch in den Sinn: „Der Mensch weiß seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden, mit einem schändlichen Haken, so werden die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt!“ Er sah einen Holzhauer den letzten Schlag führen wider einen Baum, und der Baum stürzte krachend zusammen, er meinte die Stimme zu hören: „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen!“ Er sah einen Raben fliegen und hörte ihn krächzen über seinem Haupte, da faßte ihn das Wort: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen!“ — Da konnte er dem heiligen Geist nicht länger widerstehen, brach in Thränen aus, schlug in sich, wie der verlorene Sohn, und ward ein anderer Mensch. —

(Luth. Volksblatt.)

Kirchliche Nachrichten.

Ausland.

Dänemark. Auch hier hat die Lösung der Zeit, daß alle Dinge auf alle Weise abgeändert werden müssen, ihr Leben begonnen. Dabei gaben aber die Verhandlungen einer großen Kirchenkommission ein Zeugniß, daß die kirchlichen Zustände nach allen Seiten hin an großen Gebrechen leiden. Die Mitglieder der Commission konnten sich beinahe nie darüber einigen, wie die Veränderungen einzurichten seien, unter welchen die Kirche von einer Staatskirche zu einer Selbstkirche übergehen sollte. Es wurde verhandelt, ob Presbyterien (Kirchenräthe) und Synoden (Kirchenversammlungen) eingeführt, wie dazu gewählt, wieviel geistliche und weltliche Mitglieder festgestellt werden sollten. Die Einen waren gegen diese Dinge, die Andern dafür, aber mit starken Bedingungen. Zwar war man einig über die Mitwirkung der Gemeinden bei der Wahl eines Pastoren; aber über die Art kam man nicht ins Reine. Fast ebenso ging es mit den Fragen über die Regierung der Geistlichen, ihre Besoldung, Termin für die Confirmation, Beschränkung der Amtseide, Abtrennung des Schulamtes vom Kirchenamt u. A. Nur über Civilehe und Wiedertrauung war man ziemlich derselben Meinung und dürfte das Rechte getroffen haben.

Die Ehe eines Cardinals. Die neuen italienischen Behörden in Rom liegen bereits mit den katholischen Prälaten daselbst in Streit. Cardinal Carraja, welcher neulich in

dieser Stadt starb, hinterließ ein großes Vermögen, welches, wie gewöhnlich, von der Kirche beansprucht wird. Aber wenige Tage nach dem Tode des Cardinals erschien eine Frau mit sieben Kindern vor dem Gerichtshofe und sagte, daß sie die gesetzliche Frau des Prälaten wäre. Der Cardinal sagte sie, habe sie in Frankreich geheirathet, und er habe seither mit ihr als seiner Gattin gelebt. Sie zeigte ihren Ehecontract, und die Gerichte erließen einen Einhaltsbefehl gegen den Einzug von dem Vermögen des Cardinals. Das apostolische Collegium versuchte vergeblich, die scandälose Geschichte zu unterdrücken und wollte mit der Frau ein Compromiß eingehen, aber die Sache wurde von Männern in Hand genommen, welche die Gelegenheit benutzten, um die ganze Corruption des hohen Clerus in Rom aufzudecken. Die Angelegenheit hat viel Sensation gemacht und die Ultramontanen sagen, daß die ganze Sache eine Erfindung der italienischen Behörden sei, welche die Frau bestochen hätten, um zum Haß gegen die depossedirten Behörden aufzustacheln. (Sendbote.)

In England herrscht unter den romanisirenden Hochkirchlichen zur Zeit gewaltige Aufregungen. Die Hochkirchlichen suchen Ceremonien zc. in den öffentlichen Gottesdienst einzuführen, die gegen die Ordnung der anglikanischen Kirche sind. Die Klagen gegen die Ritualisten waren folgende: Gebrauch mit Wasser gemischten Weins beim Abendmahl, Verlesung des Konsekrationgebets mit dem Rücken gegen die Gemeinde gefehrt, Gebrauch der Hostie statt des Brods, Einführung des Gebrauchs von Weihwasser, Tragen besonderer Gewänder (Baret, Dalmatika, Tunika u. s. w.) bei der Administration des Abendmahls zc. Diese Dinge wurden verworfen und verboten, was unter den Ritualisten eine große Aufregung hervorrief; an 900 Geistliche sollen sich gegen die Entscheidung ausgesprochen haben. Die Strengen fahren fort in den verbotenen Gewändern zc. zu amtiren. Diese Dinge lockern das Band zwischen Staat und Kirche in England immer mehr. Rom dürfte auch unter diesen Halbromischen eine Ernte halten. — Der geheime Rath hat auch den freigeistigen Prediger Boysey verurtheilt. Besonders besteht der Gerichtshof für die anglikanischen Geistlichen auf der Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi und von seinem Strafleiden, ebenso auf dem Glaubensartikel von der Erbünde als der gerechten Ursache des göttlichen Zornes und ewiger Verdammniß. Diese Entscheidung hat die Nationalisten in Aufregung versetzt und erbittert. Die „Londoner Times“ rühmt, daß durch diese beiden Entscheidungen mit einem Streich der Aberglaube und der Unglaube tödtlich getroffen worden sei.

(Evang.)

Katholische Kirche. Nirgend stehen die Sachen für den Papst übler als gerade in Italien. Man hat berechnet, daß von 42515 römischen Familien nur 1400 päpstlich gesinnt sind. Doch macht auch das katholische Ausland dem heil. Vater wenig Freude. Zwar sind ja einige Bischöfe wieder dem Papste gehorsam geworden und namentlich die deutschen der Unfehlbarkeitslehre zugethanen Bischöfe eifern gewaltig für den Papst, allein was helfen Amtsenthebungen und Bannflüche? Die Gebannten empfangen begeisterten Zuspruch von allen Seiten und haben sich,

z. B. in Deutschland, der Hülfe der Regierung selbst der katholischen zu erfreuen. Als die bedeutenderen Männer, welche bisher entweder vom Amte enthoben oder in den Bann gethan worden sind, nennen wir:

Hilgers, Neusch, Langen, Knoodt und Birlinger in Bonn; Balzer, Reinkens und Weber in Breslau; Döllinger, Friedrich und Meßner in München; Menzel und Michelis in Braunsberg; außerdem der Pfarrer Dr. Tangermann in Untel, der Religionslehrer Dr. Wollmann und Seminarlehrer Dr. Treiber in Braunsberg.

Ganz besonders energisch ist die Bewegung gegen die Unfehlbarkeitslehre noch immer in Bayern und zwar in dessen Hauptstadt München. Nachdem der Prof. Döllinger in den Bann gethan worden, hat er nicht nur aus allen Gegenden Deutschlands ermunternde und erfreuende Zuschriften erhalten, sondern selbst an der Universität zu Rom ging eine zustimmende Zuschrift an Döllinger bei den Professoren herum. Daß der König von Bayern dem Prof. Döllinger überaus gewogen sei, ist schon früher berichtet. Auch Döllingers Freund und Kampfgenosse Prof. Friedrich steht in hohen Gunsten beim Könige. Zu dem hat die bayerische Regierung nicht nur diejenigen Professoren und Priester, welche gegen die Unfehlbarkeitslehre protestiren, in Schutz genommen, sondern ist auch gegen solche, die der neuen Lehre zugethan sind, eingeschritten. So hat das geistliche Ministerium auf eine Beschwerdeschrift des Rectors des Wilhelms-Gymnasiums in München dem die Unfehlbarkeit lehrenden Dr. Streber seiner Stelle als Lehrer der Religion und Geschichte entsetzt.

All dies hat denn doch den Papst so beunruhigt, daß er beschlossen hat, einen außerordentlichen Gesandten nach München zu schicken. Derselbe soll, wie es heißt, besonders den Auftrag haben, zu verhindern, daß der König von Bayern den Professor Friedrich nicht mehr sein Amt als Hofprieester ausüben lasse; eigentlich aber glaubt man, daß dieser Abgesandte dem Könige nur die Versicherung des Papstes bringen solle, daß die Unfehlbarkeitslehre durchaus dem weltlichen Regiment keinen Schaden thun solle. — Wie der Münchener Hof steht, zeigt sich auch darin, daß den Hofgeistlichen, welche dem Papst ergeben sind, „höheren Orts“ d. h. also vom Könige bedeutet worden ist, daß sie sich an einer öffentlichen Erklärung gegen Döllinger nicht theilnehmen sollten.

Auch in der Schweiz gehen die Bewegungen gegen die Unfehlbarkeit fort.

Pfarrer Egli in Luzern, welcher gleich Stiftsprobst von Döllinger gegen das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit Protest erhob und aus diesem Grunde mit Excommunication belegt wurde, setzt im „Wächter von Pilatus“ seinen Kampf fort. Gleich Stiftsprobst von Döllinger steht auch Pfarrer Egli in diesem Kampfe nicht allein. In erster Linie fand er Unterstützung in der Regierung des Kantons Luzern und dann in der Bevölkerung selbst. In einer von angesehenen Männern ausgeschriebenen Versammlung wurde nicht nur gleichfalls Protest gegen das Unfehlbarkeits-Dogma erhoben, sondern auch der Haltung in der Regierung in der Egli-Angelegenheit Zustimmung ertheilt, sodann Unterstützung eines jeden gegen jenes Dogma Opposition erhebenden Priesters, sowie eine Adresse an den Stadtrath von Luzern und eine Eingabe an die Bundesversammlung-Revi-

sions-Commission beschlossen. Erstere soll verlangen, daß der Religionsunterricht an den Schulen nicht nach den Grundsätzen der Syllabus und der Jesuiten ertheilt werde, und letztere soll die Aufnahme von Bestimmungen in die Bundesverfassung beantragen, die geeignet sind, den Uebergreifen der Jesuiten für alle Zukunft einen Riegel vorzuschieben.

Inland.

In der „evangelischen Gemeinschaft“ geht man damit um, den Namen zu ändern und daraus eine evangelische bischöfliche Kirche zu machen. Also aus einer Gemeinschaft soll eine Kirche werden. Scheint uns passend.

(Evang.)

Wie man Geld macht für wohlthätige Anstalten. In Chicago veranstalteten englische Damen eine Fair zum Besten des „Protestantischen Waisenhauses.“ Sie mieteten dazu die Halle der „Young men's christian association.“ Als der Präsident aber vernahm, daß die Fair mit einem Ball solle beschlossen werden, benachrichtigte er die Damen, daß dies nicht geschehen dürfe. Die Damen antworteten höflich: „Sie haben uns nichts vorzuschreiben!“ Der Ball wurde in der That eröffnet, aber auf Anordnung des Präsidenten wurde sogleich das Gas abgesperrt und der Tanz durch tiefe Dunkelheit unterbrochen. Und die Damen eilten in Begleitung ihrer Tänzer dahin und dorthin (denn die meisten Stores waren schon geschlossen), selbst in Schenklokale, holten Lichter herbei und tanzten fort.

Pastor H. Sicker und die Beschlüsse des Church-Council. Pastor H. Sicker, Präses der ev. luth. Synode von Minnesota hatte, wie früher in unserm Blatte berichtet, sich mit den letzten Beschlüssen des Church-Council über die vier Punkte, namentlich über Abendmahlsgemeinschaft befriedigt erklärt. Er hatte seine Befriedigung besonders deshalb ausgesprochen, weil ihm von Dr. Krauth eine ihn sehr befriedigende Antwort auf die Frage nach der praktischen Anwendung der Council-Beschlüsse gegeben war. Jetzt giebt Pastor Sicker am Schluß einer längeren Verantwortung gegen Dr. Sief folgende Erklärung:

Diese Antwort (nämlich die von Dr. Krauth) berechtigt mich und andere zu glauben, und wer glaubt nicht lieber das Beste?, daß die richtige Regel hinsichtlich der Praxis zugestanden sei und nun auch ihren Ausdruck in Schrift und Leben finden werde. Der Lutheran & Missionary hat mich im Lauf der verflossenen Monate eines Andern belehrt. Denn da kommen viel unionistische Stimmen zur Sprache als je zuvor und es thut mir von Herzen leid, daß ich so leichtgläubig gewesen bin, anzunehmen, daß nun der Sieg der Wahrheit errungen sei. Kann deshalb auch gar nicht anders, als hiermit öffentlich meine Stimme zurück zu nehmen, denn ich kann mit dem angenommenen Bericht, wie er fort und fort im genannten Blatte erklärt wird, nichts mehr gemein haben.

J. H. Sicker,

Präs. der Synode von Minnesota.

St. Paul, Minn., den 1. Mai 1871.